

Rainer Totzke

## Buchstaben-Folgen: Schriftlichkeit, Wissenschaft, Metaphysik. Zur Reichweite einer medienphilosophischen Überlegung

„[...] Lasst uns aber wiederum an den Buchstaben das jetzt Gesagte betrachten.“  
Platon, Philebos 18 b

Der folgende Artikel rekonstruiert das Projekt abendländischer Wissenschaft vor dem Hintergrund der Differenz von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Es werden dabei zwei Debatten zusammengebunden, die bisher erstaunlicherweise kaum verknüpft worden sind: die interdisziplinäre Debatte der 80er und 90er Jahre um die kulturellen Auswirkungen von Schrift und Schriftlichkeit einerseits und die anhaltend breite philosophische Diskussion um Status und Reichweite wissenschaftlicher Welt Darstellungen andererseits. In einer doppelten – medienhistorischen und medienphänomenologischen – Perspektive wird gezeigt, welche (schrift-)praktischen Entstehungsbedingungen und welchen Status wissenschaftliche Aussagen als verdauerte sprachliche Handlungen haben, was bestimmte Missverständnisse von Wissenschaft sind und wie diese Missverständnisse gerade durch die (alphabet-)schriftliche Form der Wissensdarstellung evoziert werden. Abschließend werden einige allgemeine Überlegungen zur Reichweite und Relevanz medienphilosophischer Überlegungen vorgestellt.<sup>1</sup>

### *I. Schriftlichkeit und kritischer Traditionsbezug*

Schrift<sup>2</sup> ist eine notwendige Voraussetzung für die Entstehung von Wissenschaft als *episteme*, als Projekt gemeinschaftlich kontrollierter Wissensakkumulation in

<sup>1</sup> Der Beitrag fasst zentrale Thesen meiner Dissertation „Buchstaben-Folgen. Schriftlichkeit, Wissenschaft und Heideggers Kritik an der Wissenschaftsideologie“ (Universität Leipzig 2001) zusammen.

<sup>2</sup> Ich verwende hier und im Folgenden den ‚traditionellen‘ Schriftbegriff: Schrift als Versuch, sprachliche Handlungen (wortgetreu) aufzuzeichnen und reproduzierbar zu machen. Ich folge damit der Begriffsverwendung, die der Oralitäts-/Literalitätsdebatte zugrunde liegt. Die extreme Ausweitung des Schriftbegriffs, wie er sich bei Jacques Derridas in der Grammatologie findet, halte ich – wie ich weiter unten darstellen werde – in einigen zentralen Punkten für problematisch.

Form eines logisch und terminologisch durchgearbeiteten Systems situationsinvariant wahrer Sätze.

In mündlichen Kulturen gibt es kein externes Speichermedium für das sprachlich verfasste kulturelle Wissen. Alles, was nicht vergessen werden soll, muss durch regelmäßige gemeinschaftlich-rituelle Wiederaufführung in der kollektiven Erinnerung gehalten und tradiert werden. Ein Großteil der kulturellen Energie ist entsprechend durch diese notwendige Memorierungsarbeit gebunden. Auch die Darstellungsform mündlich überlieferten Wissens ist mnemotechnischen Erfordernissen angepasst: Neben leicht merkbaren mündlichen Sprichwörtern dominiert die erinnerungsfreundliche narrative Darstellung anschaulicher Situationen. Zugleich stützen Reim und Rhythmus die Erinnerung. Von wenigen Ausnahmen abgesehen<sup>3</sup> kommt es in mündlichen Kulturen jedoch nicht zu einer wortwörtlichen Tradierung der überkommenen Texte. Die traditionellen Erzählungen passen sich vielmehr – von den Akteuren selbst meist völlig unbemerkt – den Veränderungen im kulturellen und sprachlichen Aufführungskontext an. Die Ethnologen Jack Goody und Ian Watt haben dieses Phänomen mit dem Begriff der Homöostase beschrieben.<sup>4</sup>

Erst mittels der Schrift lassen sich Wissensäußerungen als sprachliche Handlungen so verdauern, dass der Memorierungszwang entfällt und jederzeit ein entsprechend kontrollierbarer Zugriff auf das vertextete Wissens möglich ist. Zugleich werden gerade durch die Verschriftlichung Widersprüche in und zwischen den verschiedenen Texten der Tradition viel stärker auffällig als im Vollzug mündlicher Darbietungspraxen. Schrift ermöglicht und induziert so einen eher innovativen und kritischen Umgang mit der Tradition – ein entscheidendes Kennzeichen für Wissenschaft. Erst mit Hilfe des Mediums Schrift kann auch der sich ständig erweiternde Textbestand einer Wissenschaft abgespeichert und zuverlässig tradiert werden. Darüber hinaus ermöglicht die Schrift neue Formen der Wissensdarstellung: Der mnemotechnische Zwang zur Narration und zu Spruchweisheiten entfällt. Formalere und systematischere Darstellungen, sowie die enzyklopädische Ordnung des Wissens werden möglich.

Wenn Schrift in diesem Sinne eine *notwendige* Bedingung für Wissenschaft darstellt, so ist sie jedoch keineswegs *hinreichend*. Von entscheidender Bedeutung für die Ausprägung von Wissenschaft sind die jeweiligen kulturellen Rahmenbedingungen des Schriftgebrauchs. Entscheidend ist die Art und Weise, wie eine Gesellschaft mit der Medientechnik Schrift, d. h. mit Schrifttexten, umgeht, welchen kulturellen Stellenwert Geschriebenes erlangt. Der Vergleich zwischen den Schriftkulturen Altägyptens, Altisraels und des antiken Griechenland zeigt, wie die

<sup>3</sup> Hierzu zählt insbesondere die indische Überlieferungskultur. Vgl. hierzu O.v. Hinüber, *Der Beginn der Schrift und frühe Schriftlichkeit in Indien*, Stuttgart/Mainz 1990.

<sup>4</sup> Vgl. J. Goody/I. Watt, *Konsequenzen der Literalität*, in: J. Goody (Hg.), *Literalität in traditionellen Gesellschaften*, Frankfurt a. M. 1981, S. 50ff.

unterschiedlichen Rahmenbedingungen des Schriftgebrauchs zu jeweils anderen Wissenstraditionen geführt und nur in Griechenland die Ausprägung einer kritisch-wissenschaftlichen Diskurskultur induziert haben.<sup>5</sup>

In Ägypten werden schriftliche Texte zumeist eingebettet in eine komplexe rituelle Praxis gebraucht. Sie gewinnen noch kein ‚Eigenleben‘. Die heiligen Schrifttexte werden nicht kommentiert und auf ihren inhärenten Sinn befragt, sondern gewinnen ihren Sinn erst und nur im Kontext des gesamten Rituals. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen gibt es in Ägypten kaum schriftliche Texte, die sich ausdrücklich auf andere, zeitlich vorhergehende Texte beziehen, die daran anschließen, diese kommentieren oder gar kritisch diskutieren.<sup>6</sup>

In der altisraelischen Kultur spielen schriftliche Texte demgegenüber eine viel zentralere und eigenständigere Rolle. Bedingt durch bestimmte historische Umstände wie die Zerstörung des Jerusalemer Tempels (587 v. Chr.) und das 50jährige babylonische Exil entwickelt sich Altisrael zu einer Gesellschaft, die ihre kulturelle Identität immer stärker im Rückgriff gerade auf schriftlich fixierte Texte (heilige Bücher) und den Umgang mit diesen Texten gewinnt. Statt der *ritengestützten* Überlieferungspraxis, wie sie typisch für mündliche Kulturen, aber etwa auch noch für Ägypten ist, kommt es in Israel zur Ausprägung einer überwiegend *textgestützten* Überlieferungspraxis. Durch die Verschriftlichung wird in Israel *eine* Version aus dem vielstimmigen mündlichen Überlieferungsrepertoire stillgestellt, dabei zugleich von den schriftgelehrten Priestern rekonstruiert und als heilig kanonisiert. Diese schriftlich stillgestellten und kanonisierten Texte werden, da sie im Laufe der Zeit sprachlich und inhaltlich veralten, immer deutungsbedürftiger. Es entwickelt sich notwendigerweise eine breite mündliche und schriftliche Kommentarpraxis, wobei auch die schriftlichen Kommentare ihrerseits wieder kommentiert werden müssen.

Während man sich in Altisrael eher kommentierend auf die Texte der Tradition bezieht, kommt es in Griechenland erstmals zu einem systematisch kritischen Um- und Weiterschreiben der Tradition. Der Schriftgebrauch liegt in Griechenland nicht (wie in Israel) in der Hand einer Priesterkaste, sondern stellt einen Freiraum dar, so dass der breite mündliche Überlieferungsstrom (aus dem sich auch die Homerischen Epen speisen) verschriftlicht werden kann, ohne sogleich der Kanonisierung zu verfallen. Griechische Autoren können sich entsprechend in viel freierer, einerseits variierender, andererseits aber auch kritischer Weise auf ihre ‚Vorgänger‘ beziehen. Zugleich trägt auch die agonistische Grundeinstellung der antiken Polisgesellschaft zur Ausprägung „agonistischer Intertextualität“<sup>7</sup> bei. Es entwickelt sich

<sup>5</sup> Ich beziehe mich im Folgenden auf die Darstellung von Jan Assmann in: ders., Das kulturelle Gedächtnis, Frankfurt a. M. 1992.

<sup>6</sup> Vgl. ebd., S. 167ff.

<sup>7</sup> Vgl. ebd., S. 286. Assmann übernimmt den Begriff von dem Altphilologen H.v. Staden.

ein schriftlicher Diskurs, der um *Probleme* zentriert ist, denn erst die Organisation des Diskurses um einzelne *Probleme* ermöglicht und strukturiert den kritisch anschließenden Textbezug, indem nämlich ein virtueller Beziehungsraum zwischen Leser und Hörer hergestellt wird.<sup>8</sup> Dieser kritisch anschließende Bezug auf Texte ist Voraussetzung für die Entstehung des Projektes der *episteme* in Griechenland.

Innerhalb der griechischen Schriftkultur wurden bestimmte *Potenziale* der Schrift voll ausgeschöpft, die in anderen (vorhergehenden) Schriftkulturen nur begrenzt genutzt worden sind. In diesem Prozess spielte neben den bereits beschriebenen *schriftkulturellen* Faktoren auch das innovative *Schriftsystem* der Griechen, das vokalisierte Alphabet, eine gewisse Rolle: Das griechische Alphabet war – im Vergleich mit anderen Schriftsystemen – gut lernbar, und man konnte mit seiner Hilfe mündliche Überlieferungstexte recht praktikabel und kontextfrei aufzeichnen.<sup>9</sup>

## II. Alphabetschrift und formaler Sprachgebrauch

Im Folgenden wird der Blick genauer auf bestimmte notationstechnische Besonderheiten des griechischen Alphabets gerichtet. Dies ist deshalb angebracht, weil sich in einer solchen Perspektive bestimmte Besonderheiten des Projektes abendländischer Wissenschaft als *episteme* besser konturieren lassen und weil daran anschließend auch die mit dem Projekt der *episteme* verbundenen Missverständnisse und Probleme besser verdeutlicht werden können. Die zentrale These dabei ist folgende: Die Besonderheit der *episteme* besteht in der besonderen Formalität dieser Art der Wissensdarstellung, in der logischen und terminologischen Durchstrukturierung eines Systems von ‚immer wahren‘ Sätzen, in der besonderen Rolle, die die formale Logik bei der Konzipierung dieses – im Folgenden *epistematisch* genannten – Wissensdesigns gespielt hat und spielt. Der formale Charakter der *episteme* hängt mit dem besonderen formalen Charakter der alphabetischen Schriftpraxis zusammen: Das ‚vollständige‘, erstmals separate Zeichen für Vokale und Konsonanten umfassende griechische Alphabet hat eine – bezogen auf die griechische

<sup>8</sup> Assmann nennt diese Art der Diskursorganisation „hypoleptisch“. Vgl. hierzu ebd., S. 281.

<sup>9</sup> Allerdings bleibt ergänzend festzuhalten, dass erstens auch nicht-alphabetische Schriftsysteme zur Aufzeichnung mündlicher Rede fähig sind und dass zweitens die Praktikabilität und Leistungsfähigkeit einzelner Schriften nicht unabhängig von der Struktur der jeweils verschriftlichten Sprache beurteilt werden darf. In diesem Punkt ist der Kritik von Assmann an Eric A. Havelock – einem der Pioniere der Schriftlichkeitsforschung – und dessen Fehleinschätzung der Leistungsfähigkeit vor-alphabetischer Schriftsysteme zuzustimmen. Vgl. J. Assmann, a.a.O., S. 262f.

Sprachstruktur – hohe „grammatikalische Auflösungskraft“.<sup>10</sup> Es gibt damit den Blick frei auf die formale Seite von Sprache, auf *Wörter* und *Wortformen* und ermöglicht so (vermutlich erstmals) ein formales Operieren mit Sprache. Gerade das Alphabet induziert die Ausprägung von Logik und Grammatik als Verständnissicherungs-Praxen für (alphabet-)schriftlich tradierte Texte. Dies soll im Folgenden erläutert werden.

Die Wahrnehmung von Worten als *Wörter*, als formale syntaktische Einheiten, entsteht systematisch erst mit der Praxis des phonematischen Schriftgebrauchs: Bei der unmittelbaren mündlichen Verständigung hört man in der Regel auf ‚Inhalte‘, auf das *Gemeinte* und nicht auf das formal-wortwörtlich *Gesagte*. Das Gesagte entschwindet permanent und ist entsprechend nur schwer kontrollierbar. Mündliche Äußerungen können entsprechend nur in sehr begrenztem Maße Gegenstand von logischen Analysen werden. Erst die schriftliche Fixierung von Rede ermöglicht systematisch deren logische Untersuchung, denn nur in schriftlicher Form lässt sich eine Äußerung jederzeit wieder kontrollierend vor Augen führen.

Wie stark bei den Schriftbenutzern das Bewusstsein für die Syntaktizität und die formale Seite von Sprache geweckt wird, ist u. a. abhängig vom jeweils verwendeten Schriftsystem. Logographisch-ideographische Schriftsysteme wie die chinesische und die altägyptische Schrift haben einen Zeichenbestand, der primär semantisch determiniert ist.<sup>11</sup> Der Zeichenbestand von Silben- und Alphabetschriften ist hingegen primär phonetisch determiniert. Deshalb wird bei phonematisch verschriftlichten Texten in viel stärkerem Maße als bei logographisch-ideographischen Schrifttexten der Blick durch den Textinhalt hindurch auf die Form des Textes gelenkt, auf die „Textur“, wie Christian Stetter es ausdrückt.<sup>12</sup> Zwar segmentiert jede Art von (echter) Schrift das Kontinuum menschlicher Rede in Einheiten (in einzelne Worte bzw. *Wörter*<sup>13</sup>). Als bloß formale, konventionalisierte Zeichen, d. h. als formale syntaktische Einheiten, als Zeichen oder Symbole im Sinne eines: „X steht für Y“, werden Worte systematisch erst wahrnehmbar, ansprechbar und reproduzierbar in einer Schriftkultur, die sich auf der Basis einer phonematischen Schrift entwickelt. Ein Blick auf die (alphabetische) Schrifterwerbs-Praxis von Schülern mag das verdeutlichen: Die phonematische Analyse des Gesprochenen muss als

<sup>10</sup>Ch. Stetter, *Schrift und Sprache*, Frankfurt a. M. 1997, S. 645. Die folgende Darstellung versteht sich insgesamt als Ausdeutung und Weiterentwicklung zentraler Thesen von Stetters Buch.

<sup>11</sup>Die graphematische Grundebene logographischer Schiften besteht aus Zeichen für (bedeutende) Worte, nicht aus Zeichen für (semantikfreie) Phoneme.

<sup>12</sup>Ebd., S. 273.

<sup>13</sup>Innerhalb der deutschsprachigen Sprachwissenschaft gibt es die begriffliche Differenzierung zwischen Worten und Wörtern: *Worte* sind die unmittelbar meinenden Sinneinheiten, z. B. *Sprichworte*, *Wörter* dagegen sind die formalen grammatikalischen und lexikalischen Bausteine einer Sprache.

Technik mit den Kindern zunächst eingeübt werden. Die Kinder müssen – um es mit Wittgenstein zu sagen – „abgerichtet“ werden, Laute auf bestimmte Buchstaben und Buchstaben auf bestimmte Laute zu beziehen. Ein Kind wird, wenn es ein Wort wie „Fenster“ schreiben soll, zunächst darin eingeübt, dieses *langsam* auszusprechen („F-e-e-n-s-t-e-e-r!“). Es wird sodann darin eingeübt, Lautgrenzen zu „hören“, die es ‚natürlicherweise‘, nämlich auf der rein *akustischen* Ebene *gar nicht gibt*. Denn der gesprochene Laut „Fenster“ stellt akustisch ein Kontinuum dar. Mehr noch: Im mündlichen Sprechen geht der kontinuierliche Lautstrom in der Regel sogar über Wörtergrenzen und oft auch über Satzgrenzen hinweg. Insofern ist die Aufforderung: „Hör mal genau hin: erst kommt das ‚F‘ und dann kommt das ‚e‘!“ in gewisser Weise *irreführend*. Denn es ist nicht eine Sache des ‚*genauen Hinhörens*‘ auf den tatsächlich gesprochenen kontinuierlichen Gesamtlaut „Fenster“, der die Identifizierung einzelner Phoneme ermöglicht. Das ‚*genaue Hinhören*‘ meint demgegenüber eigentlich: darauf zu achten, wie der Lehrer/die Lehrerin ein Wort segmentierend *vorspricht* und diese phonematische Segmentierung *kommentiert*.<sup>14</sup>

Das Lesen funktioniert im Prinzip genauso: Das Kind identifiziert zunächst die einzelnen Buchstaben und liest langsam, die eingeübten Laute einzeln aussprechend, „F-e-n-s-t-e-r“. (Dabei wählt es – was erschwerend hinzukommt – beim langsamen Aussprechen in der Regel auch die langen Vokale, was oftmals, wie im Fall von „Fenster“, ‚*neben*‘ der *tatsächlichen* Aussprache – zweimal kurzes „e“ statt langes – liegt.) Dieses ausgesprochene und dann mehrmals (meist schneller werdend) vor sich hingemurmelte „F-e-n-s-t-e-r“ *bedeutet* dem Erstklässler zunächst noch nichts – es ist nur ein *formale* akustische *Gestalt*. – Bis plötzlich nach dem vielleicht *sechsten* gemurmelten „F-e-n-s-t-e-r“ das Kind plötzlich emphatisch ausruft: „Fenster! [...] Das heißt Fenster!“

Durch diese phonematische Analyse- und Lesetechnik erfährt das nunmehr alphabetisierte Kind *erstmal* *explizit*, dass es da einen *Laut* gibt, den man mit Buchstaben „Fenster“ schreibt, „F-e-n-s-t-e-r“ *ausspricht* und der „Fenster“ *meint*! Das bewusste (und zunächst äußerst anstrengende) Wahrnehmen der formalen lautlichen Gestalt geschieht in der primären Mündlichkeit (eines Vorschulkindes oder

<sup>14</sup>Die Nicht-‚*Natürlichkeit*‘ dieser *buchstäblichen* Segmentierungen wird noch deutlicher, wenn man sich bewusst macht, dass Konsonanten ‚an sich‘ ja gar nicht *aussprechbar* sind, sondern immer nur als Konsonant-Vokal-Beziehungen (als Silben), wobei die Vokale zwar extrem kurz gesprochen werden können, trotzdem aber ‚da‘ sind und da sein müssen, weil sonst nichts hörbar wäre. In diesem Zusammenhang ist nicht verwunderlich, dass es den Kindern zunächst ungeheuer schwerfällt, in gesprochenen Wörtern die Vokale als *eigenständige* Segmente ‚mitzuhören‘ und entsprechend *separat* zu notieren. – Bei der Einführung in die phonematische Analyse des Gesprochenen hören Kinder zunächst die Konsonanten immer schon *mit* Vokal, also als vokalisches indifferentes *Silben*, so dass die ersten Notationsversuche eines Wortes wie „Fenster“ oft so aussehen: „fnstr“.

eines Angehörigen einer nicht-phonematisch-literalen Kultur) *in der Regel nicht*, bzw. nur in *Ausnahmesituationen*.<sup>15</sup>

Anders als ein phonematisch geschriebenes Wort kann man ein logographisches Zeichen in der Regel nur als Ganzes lesen, man kann es nicht abstrakt buchstabierend erschließen. Das logographische Schriftzeichen für *Haus* im Chinesischen meint deshalb in gewissem Sinne viel unmittelbarer *Haus* als das alphabetschriftlich notierte „Haus“. Das *logographische* Zeichen steht nicht im selben formalen Sinne für *Haus*, wie das aus diskreten Elementen zusammengesetzte *phonematisch* notierte Wort. Die phonematische, insbesondere aber die Alphabetschrift induziert also in viel stärkerem Maße als die logographische Schrift die Ausprägung eines *Wörter- und Syntaktizitätsbewusstseins* in Bezug auf sprachliche Äußerungen. Dies wiederum ist Voraussetzung für einen formalen Umgang mit Sprache und die Entstehung von formaler Logik. Dabei unterscheiden sich die *einzelnen* phonematischen Schriftsysteme (vokalisierte Silbenschriften, ‚Konsonantenschriften‘, ‚vollständige‘ Alphabete<sup>16</sup>) hinsichtlich ihrer Fähigkeit, die vielfältigen grammatischen Formen einer Sprachpraxis sichtbar zu machen. Sie unterscheiden sich in der Fähigkeit, die syntaktischen Verknüpfungen der Wörter differenzierend abzubilden. Die frühen semitischen Konsonantenschriften etwa, sofern sie zur Verschriftlichung semitischer Sprachen genutzt wurden, bildeten die Flexionsformen in der Regel *nicht* ab. Erst die Sichtbarmachung sprachlicher Formen (Flexions-, Tempus- und Modusformen), nicht allein deren bloße Hörbarkeit, induziert jedoch eine Reflexion auf grammatische Beziehungen und logische Relationen in und zwischen Sätzen. Die bloße Hörbarkeit z. B. von Flexionen ermöglicht noch nicht deren ausdrückliche Thematisierung (durch Grammatik und Logik), denn das bloß Gehörte entschwindet und steht weitaus weniger gut einer Analyse zur Verfügung als Geschriebenes. Das griechische Alphabet hat eine gegenüber den vorhergehenden Schriftsystemen viel stärkere grammatikalische Auflösungskraft und ermög-

<sup>15</sup> Zu diesen Ausnahmesituationen gehört der Kontakt mit Fremdsprachlern (der Versuch, sich mit ihnen zu verständigen). Eine andere Ausnahmesituation stellt in der Mündlichkeit das (oftmals rituell eingebundene) Hören von *wort(laut)wörtlich* überlieferten alten Texten (Zaubersprüchen etc.) der eigenen Tradition dar, die durch den Sprachwandel aktual nicht mehr verstanden werden können und damit selbst zu einer Art „fremdsprachlichen Äußerung“ geworden sind. In fast sämtlichen primär mündlichen Kulturen beschränkt sich allerdings der Fundus *wortlautwörtlich* überlieferter Texte auf kurze magische Formeln.

<sup>16</sup> Die sogenannten ‚Konsonantenschriften‘ lassen sich phänomenologisch angemessener als unvokalisierte Silbenschriften beschreiben, weil die entsprechenden Schriftzeichen von ihren Benutzern ursprünglich sicher eher als vokalisch flexible Silben aufgefasst wurden. Die Differenzierung zwischen Vokal *und* Konsonant entsteht erst mit der ‚Erfindung‘ der Vokale durch die Griechen. Zum anderen ist auch das Alphabet der Griechen keineswegs ‚vollständig‘ in dem Sinne, dass mit ihm alle Phoneme der griechischen Sprache differenziert aufgezeichnet werden könnten.

licht so in besonderer Weise die Ausprägung von Logik und Grammatik.<sup>17</sup> Hinzu kommt, dass das Alphabet als phonematische Schrift mit den Buchstaben formale Platzhalter für Begriffswörter und Aussagesätzen zur Verfügung stellt. Diese können zur flexiblen Repräsentation von Begriffswörtern und Aussagen in formallogischen Darstellungen verwendet werden. In der Mündlichkeit kennt man demgegenüber keine bedeutungsfreien Sprachelemente. Gesprochenes wird in der Regel nur in seiner semantischen Dimension wahrgenommen. Auch die (Wort-)Schriftzeichen einer logographischen Schrift haben immer eine Bedeutung. Sie lassen sich nicht weiter in an sich semantikfreie Grundelemente zerlegen. Wenn man Logogramme als formale Platzhalter für Aussagen oder Begriffswörter verwendet, so haben diese immer schon eine (Neben-)Bedeutung. Diese muss erst einmal vergessen werden, wenn man mit diesen Platzhaltern formallogisch operieren will.<sup>18</sup>

### III. Schriftpraxen und Disambiguierungszwänge

Die phonematische Schriftpraxis macht einen formalen Umgang mit Sprache und formallogische Reflexionen nicht nur *möglich*, sondern aus praktischen Gründen auch *erforderlich*: Schriftliche Kommunikation hat gegenüber der Praxis mündlicher Verständigung einige Defizite auszugleichen, denn die Situationsbindung und die unmittelbare Nachfragemöglichkeit sind hier, anders als bei mündlichen Gesprächen, in der Regel nicht gegeben. Hinzu kommt, dass die Multimedialität, durch die sich die mündliche Kommunikationsform auszeichnet, im Schriftlichen verloren geht: Während man beim Sprechen über ein komplexes Repertoire von Mitteln verfügt, sein Anliegen verständlich zu machen (Gestik, Mimik, Intonation, Deixis etc.), ist man beim Schreiben gezwungen, alles in einem Medium abzubilden: dem graphisch-visuellen.

Die verschiedenen Schriftsysteme bieten unterschiedliche Möglichkeiten zur Disambiguierung schriftlicher Texte: Logographische Schriften, wie die chinesische, können die Eindeutigkeit des Geschriebenen *erstens* über die Ausdifferenzierung hinreichend vieler semantisch fundierter Zeichen herstellen. Es lassen sich dabei *zweitens* semantische Analogien im Zeichen sichtbar machen. Es kann dar-

<sup>17</sup>Medienhistorisch gesehen ist es eben kein Zufall, dass sich formale Logik und Grammatik als eigenständige Disziplinen im Kulturkreis der (logographischen) chinesischen Schrift kaum ausgebildet haben und dass das Interesse an Fragen der Logik innerhalb der chinesischen Wissenstradition sehr beschränkt blieb.

<sup>18</sup>Es ist entsprechend kein Zufall, dass man im logographisch-literalen China noch heute auf Buchstaben des lateinischen Alphabets als Platzhalter in formallogischen Darstellungen zurückgreift.



über hinaus *drittens* im Schriftlichen eine stärker syntaktisch normierte Wortstellung erfolgen. Eine *vierte* Möglichkeit der Disambiguierung ist das Explizit-machen der Übergänge zwischen Sätzen und Satzteilen, die Verstärkung hypotaktischer Konstruktionen. Dies geschieht durch das Neuerfinden und Einfügen von Schriftzeichen, die die entsprechenden syntaktischen Normierungen ausdrücken.

Phonematische Schriften können und müssen den Situations- und Multimedialitätsverlust, der mit der schriftlichen Kommunikationsform verbunden ist, in mancher Hinsicht durch *andere* Mittel zu kompensieren versuchen als die logographisch-ideographischen Schriften: Phonematische Schriften bilden primär nicht die *semantische* sondern die *lautliche* Seite der Sprache ab (bzw. besser: die Sprachlaute werden auf die vorhandenen Schriftzeichen abgebildet).<sup>19</sup> Indem phonematische Schriften das Gesprochene im Wesentlichen entsprechend seiner lautlichen Struktur verschriftlichen, müssen und können sie Sprache in einem ganz anderen Maße für ihre Anforderungen *umformen* bzw. *durchformen*. Weil logographisch-ideographische Schriften primär semantisch orientiert sind, weil sie nur selten bzw. nur partiell die lautliche Seite der Wörter notieren, brauchen und *können* sie diese lautliche Seite auch nur partiell umformen. Anders gesagt: Logographische Schriften können nur in weit geringerem Umfang auf die gesprochene Sprache zurückwirken als phonematische Schriften.<sup>20</sup>

Phonematische Schriften zwingen und führen *erstens* zu einer stärkeren terminologischen Genauigkeit: Die semantische Konsistenz der Verwendung von Wörtern muss aus Gründen der Verständnissicherung in schriftlichen Texten in weitaus stärkerem Maße gewährleistet sein als in der Mündlichkeit. Im Laufe eines längeren mündlichen Gesprächs können Wörter von ein und demselben Gesprächspartner durchaus *semantisch inkonsistent* verwendet werden, *ohne* dass die jeweilige Verständlichkeit seiner Äußerungen darunter leidet.<sup>21</sup> Schriftliche Kommunikation erfordert demgegenüber eine viel stärkere Konsistenz des (Schrift-)Sprachgebrauchs, und sie stellt zugleich die Mittel für die Kontrolle dieser Konsistenz zur Verfügung. Je entgrenzter der Schriftgebrauch ist, in je mehr Bereiche der gesellschaftlichen Kommunikations- und Überlieferungspraxen die Schrift eindringt, um so mehr ergibt sich die Notwendigkeit, vielfältige lexikalische Differenzierungen vorzunehmen, um das Verständnis des Geschriebenen zu sichern. Der entgrenzte phonematische Schriftgebrauch führt damit langfristig ge-

<sup>19</sup>Das heißt *nicht*, dass die phonematischen Schriften nicht eine mitunter beträchtliche *morphologische Tiefe* erreichen können. Man differenziert hierbei zwischen „flachen“ und „tiefen“ Schriftsystemen.

<sup>20</sup>Vgl. hierzu J. Erfurt, Sprachwandel und Schriftlichkeit, in: H. Günther/O. Ludwig (Hg.), Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung, Bd. 2, Berlin/New York 1996, S. 1387ff.

<sup>21</sup>Vgl. Ch. Stetter, a.a.O., S. 36.

sehen zu einem *Ausbau* und zugleich zu einer *Versachlichung* des Vokabulars einer Sprache. *Zweitens* kann der Gebrauch der phonematischen Schrift zu teilweise erheblichen syntaktischen Normierungen innerhalb der Sprache führen: Zur Sicherung der Verständlichkeit des Geschriebenen sind zumeist ‚vollständige‘, syntaktisch ‚wohlgeformte‘ Sätze erforderlich. Für das Gelingen mündlicher Sprechhandlungen hingegen ist syntaktische ‚Wohlgeformtheit‘ keineswegs eine notwendige Bedingung. Umgekehrt muss man sogar darauf verweisen, dass die (*normative*) Idee eines ‚wohlgeformten Satzes‘ selbst erst auf der Grundlagen des Schriftgebrauchs und seiner Erfordernisse konzipiert werden konnte.<sup>22</sup>

*Drittens* fordert der entgrenzte Gebrauch der phonematischen Schrift dazu heraus, die *Übergänge* zwischen Sätzen und Satzteilen *expliziter* zu machen. An die Stelle einer (konzeptionell mündlichen) *parataktischen* „und – und – und“-Struktur, bei der die Kommunikationspartner in der Regel wissen, wie die „und“-s jeweils gemeint sind, treten zunehmend hypotaktische Konstruktionen. Die entsprechend benötigten differenzierenden Konjunktionen (weil, da, infolge, aufgrund [...]) und Präpositionen (durch, wegen [...]) werden in den einzelnen sich verschriftlichenden Sprachen entweder neu geschöpft, oder es kommt zur ‚semantischen Umwidmung‘ bereits im Sprachschatz vorhandener Wörter.<sup>23</sup> Weitere Mittel der syntaktischen Integration und Präzision sind etwa die Regularisierung des Tempus- und Modusgebrauchs, die Intensivierung der Möglichkeit von Subordination und Hypotaxe, z. B. vorgeschaltete und mehrfache Hypotaxe, Partizipialkonstruktionen und die Einsetzung des Nominalstils.<sup>24</sup>

Die durch den phonematischen Schriftgebrauch induzierten sprachlichen Veränderungen, der Um- und Ausbau der Sprache, bleiben natürlich nicht allein auf die Schriftsprache beschränkt, sondern wirken zurück auch auf das Mündliche. Auch dieses wird entsprechend transformiert.<sup>25</sup>

Betrachten wir die *verschiedenen* phonematischen Schriftsysteme hinsichtlich ihrer Möglichkeiten zur Disambiguierung, so stellen wir fest: Je stärker die grammatikalische Auflösungskraft einer Schrift ist, je genauer etwa auch die einzelnen Flexionsformen notiert werden, um so größere Möglichkeiten der syntaktischen

<sup>22</sup> Vgl. ebd. Auch die Idee einer linguistischen „Tiefengrammatik“ scheint in unreflektierter Weise anhand schriftsprachlicher Idealisierungen konzipiert worden zu sein.

<sup>23</sup> Die Darstellung einer solchen Sprachtransformation findet sich (für das Beispiel der altgriechischen Sprache) bei: B. Snell, *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*, Göttingen 1993, S. 212. Allerdings thematisiert Snell die von ihm beschriebenen syntaktischen Veränderungen *nicht* vor dem Hintergrund der Schriftproblematik.

<sup>24</sup> P. Koch/W. Oesterreicher, *Schriftlichkeit und Sprache*, in: H. Günther/O. Ludwig (Hg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, Bd. 1, Berlin/New York 1994, S. 591.

<sup>25</sup> Vgl. ebd., S. 587ff.; sowie: J. Erfurt, a.a.O., S. 1399f.

Normierung des Geschriebenen bieten sich, um so stärker kann die Sprache durch die Schrift durchformt werden. Das griechische Alphabet brachte, anders als die vorhergehenden semitischen Konsonantenschriften, auch die einzelnen Flexionen (der griechischen Sprache) zur differenzierten Sichtbarkeit und bot so die Möglichkeit, im Medium der Schrift viel größere syntaktische Normierungen vorzunehmen, die dann natürlich auch auf das gesprochene Griechisch zurückwirkten.

Was in den vergangenen Abschnitten (II. und III.) gezeigt wurde, ist Folgendes: Einerseits ermöglicht die phonematische Schriftpraxis, insbesondere jedoch die Alphabetschrift, die Ausprägung von formalem Sprachbewusstsein und formaler Logik. Andererseits ist die Praxis der schriftlichen Tradierung von Texten mit Disambiguierungszwängen verbunden, die ihrerseits grammatische und logische Reflexionen herausfordern, wobei Sprachreflexion und Sprachtransformation einhergehen. Die formale Logik fungiert als Hilfsmittel, um die stets bedrohte Verständlichkeit schriftlicher Texte zu sichern.

Logische Analyse und die logische Durchstrukturierung von Texten werden insbesondere dann notwendig, wenn man Wissen in Form von situationsinvariant wahren Sätzen, als *episteme*, zu konzipieren beginnt. Die Idee und der Entwurf eines solchen epistematischen Wissens-Designs hängen ihrerseits wiederum aufs Engste mit den Möglichkeiten der Schrift zusammen: In der Mündlichkeit gibt es Wissensäußerungen immer nur eingebettet in konkrete praktische Situationen. Auch das Erzählen bzw. die Aufführung eines traditionellen Mythos ist meist stark eingebunden in eine konkrete (rituelle) Situation und zugleich situationsadaptiv. Orale Wissensäußerungen sind zudem aus mnemotechnischen Gründen häufig narrativ verfasst: Es werden dabei in der Regel konkrete Situationen geschildert und nicht einzelne generalisierende Aussagen mit situationsinvariantem Gültigkeitsanspruch getroffen. Es besteht auch nicht die Möglichkeit und die Notwendigkeit, ein derart verfasstes Wissen in Disziplinen zu unterteilen und zu enzyklopädisieren.

#### *IV. Alphabetschrift, formale Logik und episteme in Griechenland*

Anhand der Texte von Philosophen wie Parmenides, Platon und Aristoteles lässt sich exemplarisch verfolgen, wie die alphabetische Schriftpraxis in Griechenland erstens die Idee von Wissen als System von situationsinvariant wahren Sätzen induziert, wie sie zweitens die formallogische Analyse von und das formale Operieren mit Sprache vorantreibt und so das Projekt der *episteme* konturiert und wie sich drittens dabei zugleich bestimmte grundsätzliche Missverständnisse dieses Projektes epistematischer Wissenschaft ausprägen.

Parmenides philosophiert noch in einem semiliteralen Umfeld, der Gebrauch der Schrift ist an der Wende vom 6. zum 5. vorchristlichen Jahrhundert in Elea wie im

ganzen griechischen Kulturkreis noch keine kulturelle Selbstverständlichkeit. Die frühen griechischen Philosophen wirken nicht über ihre Schriften, sondern über öffentliche Darbietungen. Entsprechend adaptiert Parmenides mit seinem Lehrgedicht mündliche Darstellungsformen. Inhaltlich reagiert Parmenides jedoch auf eine sich etablierende neuartige schriftgestützte Diskurspraxis, in der man bereits mit formalen Schlüssen (und Fehlschlüssen) zu operieren beginnt. Parmenides reflektiert und kommentiert eine neuartige Konzeption von Wissen. Das Ideal dieser Wissenskonzeption sind Behauptungssätze, die völlig abgesehen von der Äußerungssituation wahr oder falsch sind. Es ist das geschriebene Wort, das ein solches Ideal definierbarer Wahrheiten nahe legt, die eine viel größere Autonomie und Dauer haben als die faktisch jeweils als situationsabhängig erlebten Wahrheiten mündlicher Äußerungen.

Im Fragment B 2 diskutiert Parmenides zunächst die Frage, wie Behauptungssätze beschaffen sein müssen, um wahr oder falsch zu sein. Er weist darauf hin, dass man solchen Sätzen nur dann formal Wahrheit oder Falschheit zusprechen kann, wenn die in diesen Sätzen auftauchenden Namen referieren. Referieren die Namen nicht, ist jede Aussage, die in Bezug auf diese Namen gemacht wird, sinnlos – so seine Kritik an der Praxis der zeitgenössischen Eristik, die häufig mit logischen Fehlschlüssen operierte. Parmenides' Betonung des Seins und seine Leugnung des Werdens sind also zunächst nicht als kosmologische Thesen sondern als Konsequenzen logisch-semanticcher Überlegungen in Bezug auf das Projekt schriftlicher *episteme* zu deuten<sup>26</sup>: Wer ideal situationsinvariant wahre Aussagen fixieren möchte, muss ideal *situationsinvariant* referierende Namen in diesen Aussagen voraussetzen, d. h. ideal ‚ewige‘ Substanzen, auf die sich die Namen beziehen. Wer dann allerdings nicht mehr versteht, dass dieses Ideal-Bild von ‚ewigen‘ Substanzen ‚nur‘ ein Bild ist, das sich aus der Praxis der *episteme*, also letztlich aus einem speziellen menschlichen (Schreib-)Praxisvollzug ergibt, verfällt substanzontologischen Missverständnissen: etwa, dass es ‚da draußen‘ Dinge, Eigenschaften, Gesetze oder Wahrheiten gibt, die unabhängig von der menschlichen Praxis ‚an sich‘ existieren. Mündliche Sprechakte, auch solche mit Aussage- bzw. Behauptungscharakter und auch solche, die wie die erzählten Mythen bis zu einem gewissen Grade vertextet und damit verdauert sind, haben in der Regel einen unmittelbaren Situationsbezug bzw. eine über das Ritual gesteuerte Situationsbindung und werden aus der entsprechenden Situation heraus in ihrem Sinn und Zweck verstanden. Schriftliche Aussagen dagegen, wie wir sie in wissenschaftlichen Texten finden, haben *keinen* unmittelbaren Situationsbezug. Als situationsentkoppelte Artefakte führen schriftliche Aussagen gerade nicht die Situation ‚mit sich‘, zu der sie

<sup>26</sup> Vgl. hierzu P. Stekeler-Weithofer, The way of truth, in: C. Fery, W. Sternefeld, *Audiatur vox sapientiae*, Berlin 2001, S. 450 - 472.

‚passen‘, für die sie relevant und hilfreich sind. Weil dies so ist, kann leicht die irri-  
ge Vorstellung aufkommen, die schriftlichen Aussagen etwa der epistematischen  
Wissenschaft hätten eine Wahrheit, die gänzlich jenseits *aller* Situationen, aller  
menschlichen Lebensvollzüge angesiedelt ist. So ist es gerade die Schriftpraxis,  
aus der heraus sich einerseits das Projekt der *episteme* entwickelt, die gleichzeitig  
die problematische Vorstellung induzieren kann, das epistematische Wissen sei et-  
was prinzipiell Anderes und ‚Höheres‘ als eine menschliche Praxisform, weil ihm  
ein privilegierter Zugang zur ‚Wirklichkeit‘ bzw. zur ‚Wahrheit‘ zugrunde liegt.

Dass Wahrheit in diesem Zusammenhang in praxisvergessener Weise als Über-  
einstimmungsbeziehung zwischen einer („vorhandenen“) Aussage und einem  
(„vorhandenen“) Gegenstand konzipiert wird, hängt ebenfalls mit dem  
epistematischen Schriftgebrauch zusammen, da dieser Aussagen vergegenständ-  
licht und entsprechend „vorhandenheitsontologische“ Vorstellungen fördert.<sup>27</sup> Dass  
die Alphabetschrift über das Projekt schriftlich-epistematischer Wissenstradierung  
die Herausbildung einer Substanzontologie ebenso auslösen kann wie praxisvergessene –  
und insofern „metaphysische“ – Wahrheitsauffassungen, wird noch deutlicher,  
wenn man die weitere Ausarbeitung der Idee der *episteme* bei Platon und  
Aristoteles betrachtet.

Platons ‚Dialoge‘ sind keineswegs Mitschriften tatsächlicher mündlicher Ge-  
spräche, sondern konzeptionell schriftliche Texte. Platon greift auf die mit der  
schriftlichen Form der Darstellung gegebene Möglichkeit zurück, dass der Leser  
sich den Gang der jeweiligen komplexen Argumentationen immer wieder kontrol-  
lierend vor Augen führen kann. Bei der rein mündlichen Darbietung der Dialoge  
würde man als Hörer häufig den Überblick verlieren. Platons Texte sind Ausdruck  
eines sich auf der Grundlage der Alphabetschrift und der entsprechenden Disambi-  
guierungszwänge herausbildenden formalen Umgangs mit Sprache und sie reflek-  
tieren diesen zugleich. Platon fragt systematisch nach der Bedeutung einzelner  
Wörter (und gibt dabei manchmal auch ironische Antworten, wie im *Kratylos*<sup>28</sup>)  
und sucht nach Kriterien für die Begriffsverwendungen. Dabei geht es ihm im  
Kern darum, semantisch konsistentere Texte (Argumentationen, Wissensdarstel-  
lungen) einzufordern bzw. selbst zu erzeugen. Semantische Konsistenz ist aber im  
Wesentlichen erst ein Erfordernis situationsentbundener schriftlicher Darstellung.  
Rein mündliches Verständigungshandeln, auch mündliche Formen der Wissens-

<sup>27</sup> Den Zusammenhang zwischen vorhandenheitsontologischen Vorstellungen und der korres-  
pondenztheoretischen Wahrheitsauffassung hat Martin Heidegger in „Sein und Zeit“ (§ 44) über-  
zeugend rekonstruiert und zugleich die problematischen Aspekte dieser Wahrheitsauffassung her-  
ausgearbeitet.

<sup>28</sup> Platon, *Kratylos*, 426 b, 428 d, 396 d. Gilbert Ryle bezeichnet sogar den ganzen Dialog als  
„unserious exercise“ (G. Ryle, *Plato’s Progress*, Bristol 1994 (Cambridge 1966), S. 273).

darbietung, bedürfen dieser Konsistenz in viel geringerem Maße, da hier der situative Kontext die Verständigung stützt.

Auf der Basis der alphabetschriftlichen Notation entdeckt Platon im Dialog *Sophistes* anhand der unterschiedlichen, im Graphismus sichtbar werdenden Wortendungen unterschiedliche Wortformen: *onoma* und *rhema*, Haupt- und Zeitwörter.<sup>29</sup> Und er nutzt diese Unterscheidung sogleich zur Einführung eines elementaren Definitionsverfahrens, mithin zu Zwecken logisch-semantischer Analyse und Disambiguierung. Die Unterscheidung zwischen den Wortformen *onoma* und *rhema* wird zur Unterscheidung von logischem Subjekt und logischem Prädikat. Aristoteles übernimmt diese Unterscheidung und entwickelt davon ausgehend in den Analytiken seine formale Logik als Propädeutik formaler (epistematischer) Wissenschaft.

Die Differenzierung zwischen logischem Subjekt und logischem Prädikat – entdeckt auf der Grundlage einer Medienpraxis und mit dem Ziel der Stützung dieser Praxis (nämlich als Mittel, die Verständlichkeit konzeptionell schriftlicher Texte zu sichern) – kann jedoch zu empiristisch-metaphysischen Fehlinterpretationen führen: Man stellt sich ‚die Welt‘ als bestehend aus vorhandenen Dingen mit vorhandenen Eigenschaften vor. Der schriftlich sichtbar gewordene *Satzbau* wird, wie Heidegger sich ausdrückt, in metaphysischer Weise zum *Dingbau* umgedeutet.<sup>30</sup> Eine solche substanzontologisch-logizistische (Fehl-)Konzeption der Welt bzw. der Dinge ist in den Texten von Platon und Aristoteles einerseits bereits angelegt, andererseits drückt sich aber – worauf ebenfalls Heidegger schon in „Sein und Zeit“ hingewiesen hat<sup>31</sup> – z. B. in der Bezeichnung *pragmata*, die die Griechen für die „Dinge“ hatten, noch ein implizites Wissen um die rechte methodische Ordnung bei der Rede über Dinge aus: Im alltäglichen Praxisvollzug fällt die Welt in der Regel nicht in einzelne Dinge mit bestimmten Eigenschaften auseinander – ebensowenig wird im alltäglichen Normalvollzug mündlicher Kommunikation eine Äußerung wie „Die Rosen blühen“ als bloße Prädikation wahrgenommen.<sup>32</sup> Mündliche Sprechakte werden in der Regel ‚satzholistisch‘ und zugleich in ihrer illokutiven Dimension verstanden. Es ist die spezielle und bereits relativ handlungsferne Sonderpraxis schriftlich-epistematischer Wissenstradierung, in der logische Subjekte und logische Prädikate in Erscheinung treten und metaphysisch missdeutet werden können.

Die vom frühen Platon entwickelte und vom späten Platon im *Parmenides* kritisierte Ideenlehre – die Annahme von (ewigen) Ideen als stabilen Referenzpunkten für den Namengebrauch – ergibt sich aus den Erfordernissen eines konsistenten

<sup>29</sup> Vgl. Platon, *Sophistes*, 262 b ff.

<sup>30</sup> Vgl. M. Heidegger, *Holzwege*, Frankfurt a. M. 1980, S. 8.

<sup>31</sup> Vgl. M. Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 1986, S. 68.

<sup>32</sup> Vgl. hierzu auch M. Heidegger, *Logik. Die Frage nach der Wahrheit*, Gesamtausgabe Bd. 21, Frankfurt a. M. 1976, S. 157f.

Sprachgebrauchs unter den Bedingungen konzeptionell schriftlichen Argumentierens und schriftlich-epistematischer Wissenstradierung. Gerade an der kritischen Auseinandersetzung mit der Ideenlehre zeigt sich, dass zumindest der späte Platon kein Platonist ist, sondern dass er gerade die *Probleme* reflektiert, die mit dem von ihm selbst vorangetriebenen Projekt schriftlicher *episteme* verknüpft sind.<sup>33</sup> Platons Schriftkritiken, wie sie sich im *Phaidros* und (falls er echt ist) im *Siebten Brief* finden, sind als Warnungen vor einer falschen Umgang mit schriftlich-epistematischen Darstellungen zu deuten, als Warnungen vor metaphysischen Überinterpretationen von wissenschaftlichen Weltschematisierungen. Es ist Platons Einsicht, dass die idealen Formen schriftlich-epistematischer Wissensdarstellung von deren Benutzern immer erst auf die reale Welt projiziert werden müssen, dass es hier auf die richtige Teilhabebeziehung (*methexis*) ankommt. Die Ideen dürfen nicht reifiziert werden. Platons Schriftkritik zeigt zugleich, dass für ihn die Sätze der Wissenschaft und Philosophie keine ewigen Wahrheiten darstellen, sondern dass diese Sätze einerseits aus der Kommunikations- und Handlungspraxis konkreter Menschen kommen und andererseits auch wieder in diese Praxen integriert werden müssen, dass sie ihre Verständlichkeit und ihre Tauglichkeit stets in der menschlichen Lebenspraxis bewähren müssen.

Dass (der späte) Platon sich der alphabetschriftlichen Basis seiner Darstellungspraxis bewusst ist und gerade deshalb nicht bestimmten wissenschaftsmetaphysischen Ansichten verfällt, zeigt sich auch in seiner kritischen Aufnahme und Umdeutung der *Urelementelehren der Vorsokratiker*: Es ist offensichtlich das Konstitutionsprinzip der Schrift, die Zerlegung eines Wortes in bestimmte, z. T. bereits *nicht mehr* (separat) *wahrnehmbare Elemente* (wie die Konsonanten, die zumeist nur in Verbindung mit einem Vokal *erhört* und *ausgesprochen* werden können), das heuristisch als Modell für die elementartheoretischen Welterklärungsversuche vieler vorsokratischer Philosophen fungiert: Die Erklärung der Phänomene (und ihrer Veränderungen) wird unter Rückgriff auf bestimmte *Ur-Elemente* (oder *Ur-Prinzipien*) vorgenommen.<sup>34</sup> Ähnlich wie die Vielfalt der gesprochenen Wörter beim alphabetischen Schreiben auf die Kombination einer bestimmten Anzahl von verschiedenen diskreten Elementen (den Buchstaben) zurückgeführt wird, versuchen auch die meisten vorsokratischen Philosophen, die unübersehbare Vielfalt empirisch wahrnehmbarer Phänomene auf eine bestimmte Anzahl von Urstoffen bzw. Urelementen („Atomen“ oder abstrakten Qualitäten

<sup>33</sup> Zu Platons Kritik an der Ideenlehre siehe Platon, *Parmenides* 132 b ff. Vgl. dazu auch: P. Stekeler-Weithofer, *Zu einer Interpretation von Platons Dialog „Parmenides“*. In: G. Meggle, J. Nida-Rümelin (Hrsg.), *Perspektiven der Analytischen Philosophie*, Bd. 14: W. Lenzen (Hrsg.): *Das weite Spektrum der analytischen Philosophie*, Berlin, New York, 1997, S. 346-363.

<sup>34</sup> Vgl. bei Empedokles: Diels-Kranz 31 B 7, B 8, B 17, B 21, B 26; bei Xenophanes: Diels-Kranz; 21 B 29, bei Demokrit: Diels-Kranz 68 B 9.

wie „das Kalte“, „das Warme“ [...] zurückzuführen und aus diesen die empirische Welt aufzubauen. Dabei werden die Dinge etwa als „Mischungsverhältnisse“ bestimmter einzelner Stoffteilchen bzw. Prinzipien betrachtet und ihre Veränderungen z. B. als Vermischungs- und Entmischungsprozesse aufgefasst. Wie eng die *Elemente*-Theorien der Vorsokratiker mit der Alphabetschrift verknüpft sind, zeigt sich auch darin, dass das griechische Wort für „Element“ (*stoicheion*) ebenso „Buchstabe“ (des Alphabets) bedeutet. Oft verselbständigte sich die theoretische Suche nach Urbestandteilen jedoch zu einem praxisvergessen-metaphysischen Projekt. Entsprechend berechtigt waren die Widerstände, die es in der antiken griechischen Gesellschaft gegen den Einzug der neuen elementar-theoretischen Welterklärungsversuche gegeben hat, etwa im Bereich der Heilkunst: Für die in der Empedokles-Tradition stehenden Vertreter der neuen, ‚wissenschaftlichen Medizin‘ bedeutete Gesundheit das Gleichgewicht der Elemente im menschlichen Körper, Krankheit ihr Ungleichgewicht, und sie versuchten, aus dieser These bestimmte Empfehlungen etwa zur Ernährung abzuleiten.<sup>35</sup> Andere griechische Ärzte dagegen wiesen diese elementar-theoretischen Erklärungsversuchen der Natur des Menschen und seiner Gesundheit als viel zu abstrakt und für die Heilpraxis nicht hilfreich zurück. – Solche Erklärungen gehörten „weniger zur ärztlichen Kunst als zur Schreibkunst“, heißt es in „*Die alte Heilkunst*“<sup>36</sup> offenbar in Anspielung auf das elementarisierende Prinzip des alphabetischen Schreibens.

In seinen späten Dialogen, insbesondere im *Philebos*, deutet Platon nun die anhand des Alphabetprinzips entwickelte Urelementelehre *logisch-semantisch* um und entwirft das Projekt einer Merkmalslogik: Dabei werden Begriffe durch Rückgang auf bestimmte *Urelemente* erklärt. Allerdings – so Platons ausdrücklicher Hinweis im *Philebos* – kommt es bei der Erklärung darauf an, solche *Urelemente* nicht ‚an sich‘, sondern *passend zu den jeweiligen Phänomenen* und dem jeweiligen *Erkenntnisinteresse* zu finden. Für die Wissensdarstellung heißt das: Die entsprechende Basiseinheiten (*Urelemente*) *müssen* passend zu den jeweiligen Darstellungsbedürfnissen der einzelnen epistematischen Wissenschaften, deren jeweiligen Ziel- und Zwecksetzungen, gefunden werden. Diese grundlegende logische und wissenschaftstheoretische Einsicht führt Platon am Beispiel der Alphabetschrift vor: Bei der dem alphabetischen Schreiben zugrundeliegenden phonematischen Analyse wird der kontinuierliche („unendliche“) Lautstrom nicht in eine *unendliche* sondern eine *endliche* Menge diskreter („Merkmals“-)Elemente zer-

<sup>35</sup> Vgl. *Die alte Heilkunst*, Kap. 15, in: Hippokrates, *Ausgewählte Schriften*, Stuttgart 1994, S.258f.

<sup>36</sup> *Die alte Heilkunst*, Kap. 20, a.a.O. S. 260. Auf diese Textstelle aus dem *Corpus Hippocraticum* hat auch Paul Feyerabend verwiesen. Vgl. P. Feyerabend, *Irrwege der Vernunft*, Frankfurt a. M. 1990, S. 102.



legt.<sup>37</sup> Eine endliche Menge, die offensichtlich deshalb ‚passend‘ ist, weil sie ausreicht, um das Bedürfnis nach eindeutiger schriftlicher Notation von mündlich Gesprochenem zu befriedigen.<sup>38</sup> Hier wird deutlich, wie sich beim Medienphilosophen Platon die Reflexion auf die Alphabetschrift mit einer pragmatistisch-antimetaphysischen Perspektive verknüpft.

Viele der schriftkritischen Bemerkungen Platons scheinen in Richtung Aristoteles gesprochen worden zu sein. Aristoteles und seine Schüler bauen das Projekt der *episteme* als Projekt situationsinvarianten ‚Satz-Wissens‘ weiter aus. Das schriftlich-epistematische Wissen wird in einzelne Gebiete (Disziplinen) unterteilt, es beginnt die Enzyklopädisierung und Taxonomisierung. Das Projekt abendländischer Wissenschaft ist endgültig auf den Weg gebracht.

#### V. Schriftlichkeit, Wissenschaft, Kunst

Wissenschaft als Praxisform hat keinen ontologischen Sonderstatus in dem Sinne, dass sie einen unmittelbaren Zugang zu „der Wirklichkeit“ ermöglichen würde. Wissenschaft entsteht aus und für eine stets interessegeleitete Praxis und muss in ihrer Leistungsfähigkeit für die Erreichung bestimmter Zwecke von konkreten Menschen bewertet werden. Dass man der kulturellen Institution Wissenschaft nicht die alleinige Realitätskompetenz zusprechen sollte, wird noch klarer, wenn man den Blick auf den institutionellen Wandlungsprozess richtet, der im antiken Griechenland von der Schrift ausgelöst wurde: die Wandlung vom vorhomerischen mündlichen Barden als der zentralen Gedächtnisinstitution der oralen Polisgesellschaft hin zu den verschiedenen ausdifferenzierten kulturellen Gedächtnisinstitutionen des literalen Griechenland, insbesondere der epistematischen Wissenschaften. Die oralen griechischen Sänger-Dichter tradieren, ebenso wie auch afrikanische *Griots* oder sibirische Schamanen dies tun<sup>39</sup>, mit ihren Mythen-Darbietungen die Kernbestandteile des kulturellen Wissens ihrer jeweiligen Gesellschaften (z. B.

<sup>37</sup> Platon, *Philebos*, 18 a ff.

<sup>38</sup> Vgl. hierzu auch P. Stekeler-Weithofer, *Formenanalyse und Begriffslogik in Platons „Philebos“*, *Internationale Zeitschrift für Philosophie* 1 (1999), S. 52f.; sowie ders., *Plato and the method of science*, in: N. Rescher, *History of Philosophy Quarterly* 4 (1992), S. 359–378.

<sup>39</sup> Vgl. hierzu C. Klaffke, *Mit jedem Greis stirbt eine Bibliothek. Alte und neue afrikanische Literatur*, in: A. u. J. Assmann, C. Hardmeier (Hrsg.), *Schrift und Gedächtnis*, München 1983, S. 222ff.

rechtliches, soziales, institutionelles, medizinisches, ökologisches Wissen) und die kulturellen Sinndeutungen. Damit sichern die mündlichen Barden zugleich entscheidend die kulturelle Identität ihrer jeweiligen Gesellschaft.<sup>40</sup> Die Darbietungen der Rhapsoden werden unterstützt von Musikinstrumenten (wie Lyra, Trommel, Leier, Sitar oder Gusla), Mimik, Gestik, Tanz, Gesang und diversen Requisiten (z. B. Masken). Die ‚Performances‘ der Barden, ihre multimedialen Sprechakte, sind in ihren jeweiligen Kulturen *zugleich Wissensdarbietungen, ästhetische und religiöse Events*. Unter den Bedingungen kultureller Mündlichkeit sind die Rhapsoden, Sänger-Dichter und Griots zugleich ‚Wissenschaftler‘, ‚Künstler‘, ‚Priester‘ und ‚Sozialtherapeuten‘. Sie sind es in personaler Einheit. Ihre Aufführungen vermitteln Wissen, stellen die ‚Wirklichkeit‘ dar und ‚überhöhen‘ die jeweilige Existenz der Gruppenindividuen: Die mythischen Gesänge der Barden reaktivieren und revitalisieren regelmäßig die sich im Alltag abnutzenden Sinndeutungen der Gemeinschaftsmitglieder, und sie aktualisieren zugleich deren Wissen um gemeinschaftliche Ziele und Projekte.

Mit der Erfindung der Schrift wird hier ein Wandlungs- und Ausdifferenzierungsprozess in Gang gesetzt, an dessen Ende schließlich das Projekt der *episteme* steht und sich die Institution Wissenschaft ausbildet. Die Vertreter dieser neuartigen Wissensinstitution beginnen sich schon in der Antike mehr und mehr als die eigentlichen Definitionsinstanzen für *Wirklichkeit* zu begreifen. Aus dieser Position heraus wird der (Dicht-)Kunst ein nur sekundärer Platz in der Gesellschaft und im einzelnen menschlichen Leben zugewiesen. Der strategische Lügenvorwurf gegenüber der Dichtertradition wird zwar im Laufe der Zeit von Seiten der Philosophen und Wissenschaftler zurückgenommen. Aber die Realitätskompetenz, die Wissens- und Deutungskompetenz, die den Barden und Dichtern nun kulturell zugemessen wurde, ist grundsätzlich *erschüttert*. Die ganzheitlichen, ‚bricolage-wissenschaftliche‘<sup>41</sup>, sozialtherapeutische, künstlerische und religiöse Aspekte umfassenden Darstellungen der Barden werden von jetzt an zunehmend *reduktiv* betrachtet und als *bloße Dichtkunst* ‚säkularisiert‘ und ‚ent-wissentlicht‘, d. h. aus dem Bereich des *wahren Wissens* ausgeschlossen.<sup>42</sup> Aristoteles bemüht sich in der *Poetik* um eine gewisse erkenntnistheoretische Rehabilitation der Dichtkunst, indem er ihr die Aufgabe zuweist, nicht das Wirkliche sondern das Mögliche bzw. Wahrscheinliche darzustellen.<sup>43</sup> Dichtkunst erhält so den Status des Fiktionalen.<sup>44</sup>

<sup>40</sup> Dabei seien die Unterschiede zwischen den jeweiligen Arten von Erzählungen, die von den Barden repetiert werden, *unbestritten*. Nicht alle Kultur haben etwa dem griechischen Heldenepos ähnliche Erzählformen entwickelt.

<sup>41</sup> Zum Begriff der ‚bricolage‘ vgl. C. Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, Frankfurt a. M. 1997, S. 29ff.

<sup>42</sup> So etwa lässt sich die Darstellung im Zehnten Buch der *Politeia* lesen.

<sup>43</sup> Aristoteles, *Poetik*, Kap. 9.

<sup>44</sup> Vgl. W. Rösler, *Schriftkultur und Fiktionalität. Zum Funktionswandel der griechischen*

Der komplexe, weltentbergende, sinn- und identitätsstiftende Charakter der Dichterdarbietungen und Tragödienaufführungen gerät dabei jedoch auch Aristoteles nicht mehr in den Blick. Das antike Drama wird in der Folge primär nur noch in Bezug auf seine *moralischen* Funktionen wahrgenommen und anerkannt.<sup>45</sup>

Doch gerade in der Reflexion auf die antike Institution des mündlichen Barden lässt sich verdeutlichen, welche Rolle der modernen Institution Wissenschaft innerhalb einer wirklich aufgeklärten Gesellschaft tatsächlich zukommen sollte: Wenn die Darbietungen der Barden nicht nur technisch-praktisches Wissen vermitteln, sondern wie oben beschrieben zusätzlich auch noch *sozialtherapeutische, ästhetisch-religiöse, sinn- und gemeinschaftsstiftende Funktionen* haben, dann ist es keineswegs erwiesen, dass Wissenschaftler (bzw. *die Institution Wissenschaft* als solche) für eine qualitativ hochwertige Ausfüllung *all* dieser Funktionen *gleichermaßen* geeignet ist. Im Gegenteil: Die Funktion und Funktionstüchtigkeit der Institution Wissenschaft liegt in der Produktion und Tradierung einer bestimmten Form von gut kontrollierbarem, terminologisch durchgearbeitetem und formalisiertem ‚Satz-Wissen‘. Die schriftlichen Darstellungen der Wissenschaftler sind keineswegs Mittel zur Lösung *aller* Probleme und Fragen, zur Erfüllung *aller* Wünsche und Vorhaben, die Menschen in und mit ihrer Wirklichkeit haben. Das genuine Arbeits- und Wirkungsfeld der *Institution Wissenschaft* ist – bezogen auf das faktisch vieldimensionale Leben – wesentlich *eingeschränkt*, eingeschränkter jedenfalls als das Arbeitsfeld und die ‚Stellenbeschreibung‘ eines Barden in einer mündlichen Kultur. Denn dieser ist nicht nur Wissensakkumulator, sondern auch (zumindest partiell) Priester, Künstler und Therapeut.<sup>46</sup>

### VI. Schriftgebrauch, Sprachmetaphysik, Explikationsideale

Mit dem Alphabetschriftgebrauch und der schriftlichen Tradierung von Wissen kommt es in der griechisch-abendländischen Wissenstradition zu einer Fehlkonzeptualisierung von Sprache, die ebenfalls zur Missinterpretation der *episteme* beiträgt: Durch die Alphabetschrift wird Sprache vergegenständlicht und in ihrer syn-

Literatur von Homer bis Aristoteles, in: A. u. J. Assmann, C. Hardmeier, a.a.O., S.109ff.

<sup>45</sup> Aristoteles, Poetik, Kap. 6. Auf den institutionellen Rollenwechsel der Dichtkunst als Folge der Literalisierung hat wohl als erster Eric A. Havelock hingewiesen. Vgl. E.A. Havelock, Als die Muse schreiben lernte, Frankfurt a. M. 1992, S. 189.

<sup>46</sup> Meine Darstellung der institutionellen Rolle des Barden im präliteralen Griechenland und die daran anschließenden Überlegungen zum Status von Kunst und Wissenschaft korrespondieren im Kern mit den Überlegungen, die Heidegger im „Kunstwerk“-Aufsatz anstellt. Um der abendländischen Wissenschaftsmetaphysik zu entgehen, fordert und skizziert er dort eine Neubesinnung auf das Wesen der Kunst und deren wirklichkeitsstiftende Kraft. Vgl. M. Heidegger, Der Ursprung des Kunstwerkes, in: ders., Holzwege, Frankfurt a. M. 1980, S. 1–72.

taktischen Dimension wahrnehmbar: als System von Wörtern und grammatischen Regeln. Dabei gerät nach und nach aus dem Blick, dass Sprache auf einer grundsätzlichen Ebene zunächst Rede, d. h. Vollzug bzw. Sprechakt ist. Die Reflexion auf Sprache, die einsetzt im Blick auf die schriftliche *episteme*, bleibt im Wesentlichen fixiert auf eine bestimmte mediale sprachliche Handlungsform: die schriftliche Aussage. Gerade diese Fixierung auf die schriftliche Aussage führt dazu, dass die illokutive Dimension von Sprache vergessen wird. Bei anderen Sprechakttypen als der Aussage (etwa dem Bitten, Befehlen, Danken, Fluchen etc.) ist deren illokutive Dimension evident. Auch bei einer mündlichen Aussage ist deren Handlungs- und Zweckcharakter für Hörer und Zuhörer in der Regel aus der Situation heraus klar. Hat man dagegen situationsentbundene und vergegenständlichte schriftliche Aussagen vor Augen, gerät deren illokutive Dimension viel stärker aus dem Blick. Diese eigentümliche und reduktive Fixiertheit abendländischen Linguistik und Sprachphilosophie auf *konstativische* (behauptende bzw. feststellende) *Sätze*, auf *Aussagen* über „*Vorhandenes*“, die Blindheit für die *Vielfalt* des Sprachgebrauchs und damit zusammenhängend die Blindheit für die *illokutive* Dimension sprachlicher Äußerungen ist von Autoren wie Heidegger und später auch von *Ludwig Wittgenstein* und *John L. Austin* bemerkt worden.<sup>47</sup> Was die betreffenden Autoren jedoch nicht thematisiert haben, ist, dass diese Illokutionsvergessenheit unmittelbar mit einer grundsätzlichen Schriftvergessenheit zusammenhängt. Anders als primär mündliche Sprecher (bzw. Zuhörer) und anders auch als die Benutzer einer logographisch-ideographischen Schrift unterliegen gerade die Benutzer einer phonematischen Schrift der Gefahr, Sprache und Schrift zu *identifizieren* und die Umformungen der Sprache im und durch das Medium Schrift nicht hinreichend zu bemerken. Und zwar deshalb, weil phonematische Schriften primär ‚nur‘ die lautliche Seite der Sprache ‚abbilden‘, und weil der Graphismus, mit seinen vielfältigen Möglichkeiten ‚semantisch direkter‘ bildlicher Darstellung, beim phonematischen Schreiben zunächst auf die *eine* Funktion der ‚Abbildung‘ der Silben oder Phone-me reduziert wird.<sup>48</sup>

<sup>47</sup> Mit seinen eigenwilligen Sprach- und Schreibformen verweist Heidegger ‚*implizit*‘ auf die *Defizite* und *Verengungen* in den theoretischen Auffassungen des Phänomens Sprache, die es innerhalb der abendländischen sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Theoriebildung gegeben hat. Seine oralistisch stilisierte Kunstsprache, die mit mundartlichen Ausdrücken und Archaismen gespickt ist, soll an den Duktus, die *kommunikative Nähe*, die Situationsgebundenheit und Praxisbezogenheit konzeptionell mündlicher Rede erinnern. Heidegger möchte so darauf aufmerksam machen, dass auch geschriebene Texte, auch die ‚wahren Sätze‘ der Wissenschaft grundsätzlich praxisinvolviert sind.

<sup>48</sup> Jacques Derrida hat in seiner *Grammatologie*, die Gefahren einer solchen Identifikation von Sprache und Schrift thematisiert. Allerdings ist Derridas Grundthese, dass durch die phonematische Schrift und insbesondere durch die Alphabetschrift eine Unterordnung des Graphismus unter den ‚Phonismus‘ erfolgt sei, zumindest erläuterungsbedürftig, denn mit dieser Unterordnung des Graphismus unter den ‚Phonismus‘ geht auf der anderen Seite gerade eine Unterordnung der ge-

Während mündliche Rede im unmittelbaren Situationsbezug verstanden wird, zwingt die schriftliche Wissenstradierung und Argumentation zur Disambiguierung und zur verstärkten Explikation, denn die intendierte Gebrauchssituation schriftlicher Texte ist viel diffuser. Der schreibende Autor versucht, die Deutung seines Textes zu steuern, indem er differenzierende Einschränkungen hinsichtlich der Bezugssituationen, der Relevanzaspekte und der Brauchbarkeit des von ihm Geschriebenen macht. In dieser Perspektive wird klar, dass sich die gängige Unterscheidung *implizit/explicit* primär auf (konzeptionell schriftliche) Texte und nicht auf unmittelbar verstandene Rede bezieht. Denn bei mündlichem Verständigungshandeln macht es keinen Sinn zu sagen, ein Bezug sei „implizit“, nur weil er nicht verbalisiert ist. Wieso sollte z. B. ein in der Gesprächssituation unmittelbar geteilter deiktischer Bezug „implizit“ genannt werden? Die schriftinduzierte Idee, es ließe sich *alles* explizit machen und so völlig situationsinvariantes Wissen zu erzeugen, erweist sich in diesem Zusammenhang als eine schwerwiegende Illusion. Denn wir können eben nie *alles* an einer komplexen Gesprächssituation explizit machen, zumal diese Vorstellung präsupponiert, wir könnten alles an und in dieser Situation für gleich relevant halten (was wiederum die Illusion einer interessefreien Wahrheit erzeugt). Im Blick auf mündliches Verständigungshandeln wird klar, dass dieses ein komplexes situationsbezogenes Geschehen ist und dass auch das Verstehen eines schriftlichen Textes nicht durch eine „Totalexplikation“ irgendwie zwangsläufig erzeugt werden kann. Weil sich die Verstehenssituationen (auch von philosophischen Sätzen) beständig ändern, ist Verstehen zu erzeugen eine beständige hermeneutische Aufgabe.<sup>49</sup>

### VII. Medienphilosophie?

Vor dem Hintergrund der hier vorgetragenen medienphilosophischen Thesen zum Zusammenhang von Schrift, Wissenschaft und (Wissenschafts-)Metaphysik möchte ich abschließend einige allgemeine Bemerkungen zum Status und zur Reichweite medienphilosophischer Überlegungen machen: Das was unter dem Stichwort „Medienphilosophie“ firmiert, ist äußerst heterogen und in Bezug auf die tatsächliche

sprochenen ‚Sprache‘ unter das Diktat der Schrift (deren Darstellungsmöglichkeiten und -erfordernisse) einher. Derridas Rede von einem mit dem Alphabet verbundenen *Phono-* bzw. *Logozentrismus* lenkt den Blick zunächst nur auf *einen* Aspekt des Problems. Das, was bei Derrida „Logos“ heißt, ist schon längst eine schriftgestützte und schriftzentrierte Konzeptualisierung, die mit mündlicher Rede als vernehmbarer Performanz nichts mehr zu tun hat. (Eine genauere Auseinandersetzung mit Derridas schriftphilosophischen Thesen findet sich in meiner Dissertation.)

<sup>49</sup> Vgl. hierzu F. Kambartel, Versuch über das Verstehen, in: B. McGuinness et al., Der Löwe spricht [...] und wir können ihn nicht verstehen, Frankfurt a. M. 1991, S. 131ff.

philosophische Relevanz differenziert zu betrachten. Gerade Medienphilosophen, die mit einem investigativem Gestus gegenüber der ‚herkömmlichen‘ Philosophie auftreten, unterliegen der Gefahr unreflektiert in fragwürdige deterministische Erklärungsmuster zurückfallen. Problematisch und metaphysisch wird Medienphilosophie insbesondere dann, wenn sie sich selbst nicht mehr in einem kommunikativen Handlungsraum verortet, sondern unsere Kultur, unser Denken und jede philosophische Reflexion von einem prinzipiellen (‚medienhistorisch aufgeklärten‘) ‚Außen‘ zu beschreiben versucht. Die (selbst-)ironische Haltung, die manche medienphilosophische Texte kennzeichnet, ist hier vielleicht als angemessenes anti-metaphysisches Darstellungskorrektiv im Sinne Rortys zu deuten.

Bei aller z. T. berechtigten Skepsis gegenüber einer Medienphilosophie-Mode, soll hier doch dafür plädiert werden, dass sich die ‚herkömmliche‘ Philosophie für Medienfragen öffnet. Die oben vorgetragene schriftphilosophischen Überlegungen sollten zeigen, dass sich die sprach- und kulturphilosophische Wende in der modernen Philosophie durchaus sinnvoll durch eine medienphilosophische Perspektive ergänzen: Die Reflexion auf Medien (z. B. auf die Schrift) als Voraussetzungen wissenschaftlicher Theoriebildung besitzt durchaus wissenschaftstheoretische Relevanz<sup>50</sup>, und sie kann darüber hinaus zu einer allgemeinen philosophisch-pragmatischen Aufklärung beitragen. In medienphilosophischer Perspektive lässt sich durchaus erhellend erläutern, worauf so ‚schwierige‘ Autoren wie Heidegger, Wittgenstein oder Rorty in bzw. mit ihren Texten abzielen.<sup>51</sup> Gerade wenn es um die Beschreibung neuer und neuester Medien geht, ist allerdings auch ein wenig zur Vorsicht zu raten, um nicht in ‚Medienprophetie‘ zu verfallen. Ob zum Beispiel die weitere Verbreitung des Computers die Schrift als kulturelles Leitmedium ablösen und dabei gleichzeitig das schriftbedingte vollzugs- und illokutionsvergesene Sprachbild möglicherweise auflösen wird<sup>52</sup>, ist sicher nicht so einfach vorauszusagen.

<sup>50</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden U. Rammings aufschlussreichen Literaturbericht *Medienphilosophie* in: *Dialektik 1* (2001), insbesondere S. 164f.

<sup>51</sup> Vgl. hier auch den Versuch der Etablierung einer ‚pragmatischen Medienphilosophie‘ bei M. Sandbothe, *Pragmatistische Medienphilosophie und das Internet*, in: S. Krämer (Hg.), *Über Medien. Geistes- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*, Berlin 1998, S. 95–110.

<sup>52</sup> Ich spitze hier eine These von Mike Sandbothe zu, der (z. T. im Anschluss an Friedrich Kittler) auf die performative Verwendung von Schrift auf der Benutzeroberfläche bestimmter Computerprogramme und beim ‚On-line Chat‘ im Internet hinweist und mit Blick auf Derridas *Metaphysik-Dekonstruktionsarbeit* in der ‚Grammatologie‘ schreibt: ‚Was im Medium des Buchdrucks komplexer philosophischer Dekonstruktion bedarf, wird durch einen kontingenten Wandel in der Struktur der Medien zu einer pragmatischen Alltagserfahrung.‘ M. Sandbothe, *Mediale Temporalitäten im Internet*, Aufsatz im Internet unter: [www.uni-jena.de/ms/pme/html](http://www.uni-jena.de/ms/pme/html), S. 7. Vgl. auch M. Sandbothe, *Pragmatistische Medienphilosophie und das Internet*, a.a.O.